

Bernd W. Seiler

# Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

**Johann Heinrich Döll Verlag**

Kapitel 5

## Die Schicksale von Magdas Kindern

Wenn man Magda Paulis Buch über ihre Ehezeit in Bremen, die *Goldene Wolke*, liest, so bemerkt man eins überhaupt nicht: daß sie damals zwei kleine Kinder hatte. Der Sohn Alfred war vier Jahre alt, als sie das Haus Parkallee 45 bezogen, die Tochter Liselotte wurde zwei Jahre später dort geboren, doch in ihren Erinnerungen an diesen Lebensabschnitt fällt über diese Kinder kaum ein Wort. Sicherlich, für sie hatte sie ein ‚Fräulein‘, und so kamen sie in ihrem gesellschaftlichen Leben nicht vor. Aber da sie doch zweifellos auch selbst täglich mit ihnen zu tun gehabt hat – warum deutet sich das kaum einmal auch nur an? Und warum hat sie für die ‚bezaubernden‘ Kinder ihrer Freundinnen schon mitunter einen Blick?

Es gibt ein literarisches Beispiel, an das ihr Fall und damit auch ihre Muttersituation erinnert, und das ist die Geschichte von Ines Rodde, verheiratete Institoris, die Thomas Mann im 32. Kapitel seines *Doktor Faustus* erzählt. Auch diese Ines hat sich zu ihrer Heirat nur widerstrebend entschlossen und bekommt von ihrem Mann Kinder, drei Töchter, gewinnt zu ihnen aber wegen der Abneigung gegen jenen nie ein rechtes Verhältnis. Zwar läßt sie es ihnen an nichts fehlen, ist im Gegenteil sogar aufs Äußerste um sie besorgt, aber jeder erkennt doch, daß dies nur die *Überverbesserung* der Tatsache darstellt, daß sie sie eigentlich nicht liebt, vielmehr ihre Existenz als einen beständigen Vorwurf gegen sich empfindet. Denn da sie sie nur ‚gleichsam abgewandten Gesichtes‘ empfangen hat, wie es heißt, und auch später – wegen eines Geliebten – den Gatten nur widerwillig erträgt, fühlt sie sich durch sie beständig an ihre demütigende Selbstpreisgabe erinnert. Zu allem Übel ähneln diese Kinder auch noch hauptsächlich ihrem Mann, was jedoch vom Erzähler gleichfalls ironisch darauf zurückgeführt wird, daß sie an ihrer Erzeugung innerlich so wenig beteiligt war.

Ob es bei Magda auch so war und sie deshalb von ihren Kindern später nicht mehr sprach, kann heute niemand mehr wissen. Doch unverständlich wäre es schließlich nicht. Was Thomas Mann wahrnimmt – übrigens wirklich wahrnimmt, denn es handelt sich um das Eheschicksal seiner zwei Jahre jüngeren Schwester Julia Löhr –, hat

inzwischen sogar eine wissenschaftliche Erklärung gefunden. Nach neueren Erkenntnissen nämlich gibt es zwischen der Neigungswahl einerseits und der Zuwendung zu den Nachkommen andererseits sehr wohl einen Zusammenhang. Wie auch die Alltagserfahrung weiß, beruhen Sympathie und Liebe in einem hohen Maße auf Ähnlichkeit, weshalb sich Neigungspaare auch weit mehr als Zufallspaare in einer Vielzahl von Zügen gleichen. Das erwies sich immer schon für Körpergröße, Haarfarbe, Gesichtsform bis hin zu Intelligenz und Temperament, ist inzwischen aber auch für eine Vielzahl weiterer Faktoren bestätigt. Auch Augenfarbe, Teint und Körpergeruch ähneln sich bei Neigungspaaren mehr als bei Zufallspaaren, und zuletzt sogar noch solche Unscheinbarkeiten wie das Volumen der Lunge (Atemrhythmus!) oder die Länge der Ohrfläppchen. Dieses auch im Tierreich zu beobachtende ‚assortative‘ Wahlverhalten sorgt nun aber dafür, daß auch die Nachkommen eines solchen Paares ihren Eltern im allgemeinen ähnlicher sind, als wenn es sich um eine beliebige Paarung gehandelt hätte, und eben das ist zugleich der Zweck bzw. das Erfolgsgeheimnis dieses Prinzips. Denn in der Folge werden nun auch diese Nachkommen von ihren Eltern wiederum mehr geliebt, als wenn sie ihnen weniger ähnlich wären, und so steigen ihre Chancen für eine sorgfältige Aufzucht und ein gutes Gedeihen.

Nun braucht natürlich kein Wort darüber verloren zu werden, daß der Mensch sich diesem Mechanismus auch entziehen und eine Mutter ein Kind auch lieben kann, das sie von einem ungeliebten Mann empfangen hat und das überwiegend diesem ähnelt. Doch wie Thomas Manns Beobachtung von der ‚Überverbesserung‘ der dann vielleicht tatsächlich vorhandenen Empfindungen zeigt, kann auch darin eine Störung liegen, und so bleibt wohl wahr, daß es lieblos oder in Abneigung gezeugte Kinder schwerer haben als solche, die gegenseitiger Zuneigung ihr Entstehen verdanken. Für den Einzelfall läßt sich zwar unmittelbar daraus nichts folgern, so daß wir mit unseren Schlüssen hier auch vorsichtig sein müssen. Doch gibt es immerhin Magdas Bemerkung von der ‚großen Angst‘, die ihr der Gedanke an Kinder von Gustav Pauli mache, so daß etwas von der Unnatürlichkeit und dem potentiell Verhängnisvollen einer solchen Mutterschaft ihr doch wohl vor Augen stand.

Dasjenige Kind aus ihrer Ehe, das es am schwersten hatte und als erstes aus dem Leben schied, war die Tochter Liselotte, das zweit- oder eigentlich drittgeborene, da ein 1898 geborenes Mädchen nicht

überlebt hatte. Im April 1902, also der beginnenden Bremer ‚Wolkenzeit‘ zur Welt gekommen, soll es ein besonders hübsches Mädchen gewesen sein, auch Gustav Pauli erwähnt das, und nach Erinnerungen von Verwandten war sie auch handfest und hatte Temperament. Sie fuhr Fahrrad, spielte Tennis und soll sich von niemandem so leicht haben einschüchtern lassen. Die Schuljahre in Hamburg verbrachte sie im Lyzeum Predöhl, einer kleinen Privatanstalt am Hofweg, die von zwei Schwestern des damaligen Hamburger Bürgermeisters Max Predöhl geleitet wurde. Abgeschlossen wurden diese Lyzeen nach zehnjährigem Unterricht mit einer Art Mittlerer Reife, dem damals für Mädchen üblichen höchsten Schulabschluß, da es Gymnasien, die bis zum Abitur führten, für sie noch kaum gab.

Danach begann Liselotte privaten Sprachunterricht zu nehmen, Französisch hauptsächlich, um später einmal als Übersetzerin tätig zu werden. Doch dazu kam es nicht. Sie war zwanzig, als sie an einem schönen Maitag, vom Tennis kommend, in der Hamburger Hoheluftchaussee von der ‚Elektrischen‘ absprang und schwer verunglückte. Das war keine ungewöhnliche Art, zu Schaden zu kommen, aber eine grausame allemal. Damals hatten die Straßenbahnen noch diese offenen Plattformen, die zum Auf- und Abspringen beständig böse verlockten. Natürlich war es verboten. Aber junge Männer machten es immer wieder sehr elegant vor, und die Schaffner riefen auch schon einmal launig in die Runde, ob noch jemand ‚zugesprungen‘ sei. Doch irgend etwas muß sie falsch gemacht haben. Hatte sie die linke Hand nicht am linken Griff? Oder war ihr die Tennistasche im Wege? Oder trug sie einen zu engen Rock? Jedenfalls fiel sie, kam vor den Anhänger und wußte zu spät, was Leute mit Erfahrung ihr hätten sagen können: daß man als Ungeübter in solchen Fällen tunlichst die hinterste Plattform benutzte, da man dann zwar noch fallen, aber wenigstens nicht unter die Räder kommen konnte.

Natürlich wurde nichts unterlassen, sie wieder ganz zu machen. Aber nach fünf Operationen war die bittere Befürchtung Gewißheit, daß das linke Bein nicht zu retten war und ihr bis über das Knie amputiert werden mußte. Da war sie also ein Krüppel, und als ob das noch nicht genügt hätte, bekam sie von der langen Liegezeit auch noch eine Lungentuberkulose und konnte erst recht nicht mehr an eine Rückkehr zu ihrem früheren Leben denken. Sie wurde in ein Sanatorium in der Schweiz gebracht, was damals allerdings schon mit mehr Aussicht auf Erfolg geschah als seinerzeit bei ihrem Vater, und war in

der Tat nach zwei Jahren in dieser Hinsicht wieder hergestellt. Aber ihre Jugend war doch zerstört und auf ein normales Frauenleben nicht mehr zu hoffen. Dann allerdings schien es sich doch noch zu ermöglichen. Ein Kunststudent aus Harvard, den Pauli bei seinem dortigen Aufenthalt im Herbst 1928 nach Hamburg eingeladen hatte, fand bei Besuchen in seinem Hause Gefallen an ihr, und es wurden Pläne gemacht, zu heiraten und nach Amerika zu gehen. Zuvor wollte sie in Paris aber noch ihre Sprachstudien abschließen. Als der junge Mann nun aber wieder in Amerika war, kamen ihm aus nicht schwer zu erratenden Gründen Bedenken, und er schrieb ihr ab. Da begab sie sich in eine Pension an den Stadtrand, verschluckte eine große Zahl von Tabletten und wurde in ihrem Bett erst aufgefunden, als sie tot war.

Verstorben „nach kurzem schwerem Leiden“, lautete die Anzeige, die die Eltern in den Bremer Nachrichten aufgaben (Bremen war in Familiendingen noch immer wichtiger als Hamburg), und auch in seinen Lebenserinnerungen wagt Gustav Pauli die ganze Wahrheit nicht auszusprechen. Die einzige Tochter, schreibt er, ein schönes Kind und reich begabt, sei nach einem schweren Unfall langsam verkümmert und dann ihm und den Seinen mit 29 Jahren plötzlich entrissen worden. Doch war sie ganz gewiß dasjenige seiner Kinder, an dem er am meisten gehangen hat, und auch Magda ist ihr Schicksal sehr nahegegangen. Auf dem Riensberger Friedhof in Bremen, wo Liselotte im Familiengrab an der Seite von Gustav Paulis Eltern beigesetzt wurde, stehen unter ihrem Namen die Dante-Verse:

*So hob ich mich verjüngt  
Dem Baume gleich, der sich aus neuen Kernen  
Mit frischem Laub dem Licht entgegenringt,  
Rein und befreit zum Fluge nach den Sternen.*

Das zweite Kind, das die Eltern hier noch gemeinsam beerdigen mußten, war Alfred, der Älteste, noch im Jahr ihrer Hochzeit in Dresden zur Welt gekommen. Auf ihn scheint sich Magda am stärksten bezogen zu haben. Denkt man an ihren trostlosen Ehebeginn, erscheint das nicht unverständlich, könnte wie die Mutterliebe von Ines Institoris aber auch das Ergebnis einer angestregten Überzuwendung gewesen sein. Seine spätere Entwicklung jedenfalls, daß er nicht heiratete, sondern gleichgeschlechtliche Neigungen erkennen ließ, könnte auf eine solche Überzuwendung schließen lassen, wenn denn

an dieser Erklärung Freuds zur Entstehung der Homosexualität etwas dran ist. Seine Schulzeit absolvierte Alfred Pauli an der traditionsreichen Bremer ‚Hauptschule‘, dem Verbund von Oberrealschule und Gymnasium am Ostertor, wo er im Frühjahr 1915 – die Eltern wohnten schon in Hamburg – auch Abitur machte. Danach meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und zog mit den Schleswiger Husaren erst nach Rußland, später nach Frankreich, wo er gegen Kriegsende verwundet wurde. Im November 1918 kehrte er heim, krank, abgezehrt und in einer zusammengestoppelten Uniform, wie Gustav Pauli erzählt, da ihm noch auf der Heimfahrt im Lazarettwagen alles gestohlen worden war.

Sein ursprünglicher Plan, Berufssoldat zu werden oder zu bleiben, war nach der Demobilisierung natürlich nichts mehr wert, und so studierte er wie sein Vater Kunstgeschichte. 1924 promovierte er in Hamburg mit einer Arbeit über den Nürnberger Maler und Holzschnitzer Erhard Schön, trat danach in eine Kunsthandlung in Amsterdam ein und begann auch, sich dichterisch-literarisch zu betätigen. Doch der rechte Elan zu allem fehlte. Depressionen, die auch mit seiner geschlechtlichen Veranlagung zu tun hatten, stellten sich ein, und so kehrte er 1932 ohne bestimmte Perspektive nach Hamburg zurück. Ob die Nazis ihm etwas bedeutet haben, bleibt unklar. Für kurze Zeit war er in der Reiter-SS, wandte sich dann aber wieder dem politisch eher mißliebigen Kunsthandel zu und eröffnete 1935, annähernd vierzig Jahre alt, in der Nähe des Dammtorbahnhofes sein eigenes kleines Geschäft.

Das hätte ihn bei seinem Familienrückhalt über die Jahre wohl hintragen können, wäre er nicht 1938 in ein Ermittlungsverfahren hineingeraten, das gegen einen Hamburger Fabrikantensohn wegen des Verdachtes homosexueller Bündelei angestrengt worden war. Er selbst hatte mit diesem Kreis wohl nichts zu tun, man fand nur seine Adresse, doch die daraus sich ergebende offene Anschuldigung verwand er nicht. Magda, die dies in ihrem Brief an Thomas Mann berührt, erklärt zwar, der Verdacht der Homosexualität sei bei dem dreistündigen Verhör ausgeräumt worden, aber natürlich wollte sie etwas anderes auch nicht wahrhaben. Er sei entehrt, schrieb er selbst an einen Freund, und so etwas sühne nur der Tod. Tatsächlich wäre er, einmal aufgefallen, seines Lebens auch nicht mehr froh geworden; denn wenn man ihn laufen ließ, so kaum anders als mit der Versicherung, daß er beim nächsten Mal fällig sein würde, möchte er dann zu

sagen haben, was er wollte. Das bedeutete, fortan mit der Drohung zu leben, in einem Konzentrationslager zu landen, und da wollte er lieber gar nicht leben. Er fuhr nach Bremen, vielleicht, um sich von jemand zu verabschieden, vielleicht auch nur, um seinen Eltern den größten Schock zu ersparen, begab sich hier in eine Kunsthandlung, wo man ihn kannte und er auf jemand warten zu wollen vorgab, und hängte sich dort in der Stille der Mittagsstunde auf.

„Herr, Dein Wille geschehe“, steht unter seinem Namen auf dem Bremer Grabstein, und wenn dies auch sicherlich nicht das Wort war, unter das der Pastor seine Grabrede gestellt hatte, so zeigt es den Wandel im christlichen Denken noch immer deutlich genug an. Hundert Jahre früher hätte man jemand wie ihn wegen Auflehnung gegen den Willen des Herrn noch außen an der Kirchhofsmauer verscharrt, und ein solches Wort wäre reine Blasphemie gewesen. Was Magda angeht, so gab sie noch im Jahr seines Todes einen Privatdruck mit Gedichten von ihm heraus, zusammengebunden mit dem Zyklus *Ein Ausgeleit* ihres Freundes Rudolf Alexander Schröder. Es sind impressionistisch-melancholische Verse im Stil des jungen Hofmannsthal oder auch Schröders, wenn auch nicht ganz so vollkommen, und sie künden von einem Ratlos-Einsamen. Biographisch interessant ist einzig das Gedicht *An Marel*, an die zwei Jahre jüngere Marel Voigt gerichtet, die die Tochter von Magdas Bremer Freundin Lina war. Marel hatte 1920 trotz massiven Widerstands ihrer Eltern den bereits geschiedenen, 21 Jahre älteren Rudolf Borchardt geheiratet, und Alfred Pauli bedauert sie in seinem Gedicht ob ihrer verlorenen Jugend. Vielleicht, da er mit ihr zusammen aufgewachsen war, hatte er sie früher auch einmal geliebt.

Nach dem Krieg gab Magda auch noch einen Essay ihres Sohnes heraus, einen Vergleich von vier europäischen Märchen mit dem Charakter ihrer jeweiligen Völker. In ihm werden einerseits Italienern, Engländern und Franzosen gewisse nationale Vorzüge großzügig zugestanden, andererseits und hauptsächlich aber die Deutschen gelobt, weil sie an Größe und Vollkommenheit alle anderen überträfen. Doch stört dies weniger, als daß der Text auch von antisemitischen Untertönen nicht frei ist, so daß Alfred Pauli ihn so nach dem Krieg selbst schwerlich mehr veröffentlicht hätte. Wollte Magda mit dieser Publikation, die – kurz vor oder nach der Währungsreform – auch teuer gewesen sein dürfte, etwas an ihm gutmachen? In anderer Weise zu denken gibt eine Bemerkung, die sie in der *Goldenen Wolke* über ihn

macht. Im Zusammenhang mit dem Tod ihres Freundes Alfred Heymel heißt es dort, jener habe bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges sofort die Söhne aller seiner Freunde in sein Regiment geholt, unter anderem auch ihren Alfred, und alle diese ‚Jungen‘ seien nicht mehr am Leben. Weiß man es nicht, liest man, daß sie gefallen sind, und für die beiden anderen Genannten, Harry Wätjen und Christoph Rössingh (für diesen allerdings erst zum Zweiten Weltkrieg), trifft dies auch zu. Hätte sie also auch ihren Sohn lieber so damals enden gesehen, als daß sie alles, was nachher kam, noch um ihn und mit ihm erleben mußte? Ungetrübt jedenfalls scheint ihr Verhältnis zu ihm nicht gewesen zu sein, und er war ja auch das Kind, das ihr einerseits in ihrer größten Verlassenheit wohl einen gewissen Ersatz für ihre Liebe zu Percy bot, sie andererseits aber auch die größte Überwindung gegen jenen gekostet hatte.

Zu ihrem Jüngsten, Carl Theodor, dürfte – so betrachtet – ihr Verhältnis das unproblematischste gewesen sein, und in der Tat war dies auch das heiterste ihrer Kinder, ein ‚strahlend-glücklicher, gesunder Junge‘, wie sie selbst in ihrem Brief an Thomas Mann schreibt. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in ihrem Elternhaus an der Contrescarpe geboren (das Haus in der Parkallee war schon aufgegeben), besuchte er in Hamburg die Lichtwark-Schule, das renommierte Reformgymnasium am Stadtpark, auf dem vier Klassen unter ihm Helmut Schmidt, später Bundeskanzler, sein Pensum absolvierte. Nach dem Abitur begann er eine Kaufmannslehre in einer Reederei und trat gleichzeitig in die Kriegsmarine ein, um sich hier zum Reserveoffizier ausbilden zu lassen. Mehr als das Militärische interessierte ihn dabei allerdings die Seefahrt, war er doch früh schon ein begeisterter Segler geworden. In den Jahren danach lösten sich kaufmännische und Marineausbildung gegenseitig ab, doch 1938 wurde er schon zu Sonderübungen für Verminung und Minenräumung befohlen, womit klar war, was seine Aufgabe sein würde in Hitlers vorausgeplantem Krieg. Am 3. September 1939 eingezogen, kam er zunächst zur 12., später zur 24. Minensuchflottille und galt seinen Vorgesetzten als ein „gewandter, beweglicher, geistig sehr reger Offizier, der seine Aufgaben als Kommandierender gut durchführt, fast überdurchschnittlich“, wie es etwas ungereimt in einer dienstlichen Bewertung heißt. In der üblichen Folge wurde er Leutnant und Oberleutnant, erhielt beide Eiserne Kreuze und avancierte schließlich zum Adjutanten des Fregattenkapitäns Fritz Breithaupt. 1943 gehörte er einer Division an, die die Zu-

fahrten zu den U-Boot-Stützpunkten an der Biskaya sichern mußte (die Briten warfen ihre Seeminen hier nachts mit dem Flugzeug ab), und erhielt für diesen Einsatz das ‚Deutsche Kreuz in Gold‘. Dieser 1941 gestiftete Orden, im Unterschied zum Ritterkreuz keine soldatische Einzeltat mehr voraussetzend, stand allerdings nicht in höchstem Ansehen. Wegen der massenhaften Vergabe und seiner protzigen Form wurde er allgemein als ‚Parteirückstrahler‘ verspottet.

Das vorläufige Ende seines Kriegseinsatzes kam mit der Zerbombung seines Verbandes vor St. Malo im August 1944 und dem Rückzug der Reste auf die Kanalinseln. Die Alliierten hatten diese von den Deutschen stark befestigten Inseln bei ihrer Landung in der Normandie umgangen und kümmerten sich seither nicht mehr um sie. ‚Unser billigstes Kriegsgefangenenlager‘, pflegte Churchill zu spotten, da die dortigen Truppen weder Treibstoff noch Munition mehr besaßen und ausschließlich damit beschäftigt waren, ihre Versorgung sicherzustellen. Entsprechend kurios lesen sich die Berichte, die das Marineoberkommando West, zuletzt nach Bad Schwalbach retiriert, von dorther empfangt. Statt der Aufspürung und Erbeutung von Schiffen meldete man jetzt die Aufspürung und Erbeutung von Vieh, und auch die Erörterung der Saatgutlage nimmt – rechtzeitig vor Beginn des Frühjahres – in den Marineberichten breiten Raum ein. Sofern die „Zuführung von Samen für verstärkten Gemüseanbau“ in die Wege geleitet werden könne, so die Prognose von Weihnachten 1944, sei die Durchhaltefähigkeit der Inseln bis in das Jahr 1946 gesichert. Intensiv widmete man sich aber auch dem Nachrichtenaustausch mit der Heimat. Von mehr als 300 000 Privatfunksprüchen innerhalb weniger Monate ist die Rede, einerseits von der Marinefunkstelle im Reich empfangen und auf Postkarten an die Angehörigen weitergeleitet, andererseits auf solchen von diesen zurückgesandt und wieder auf die Kanalinseln abgesetzt. Doch auch das wußten die seemännischen Hintersassen pffiffig als einen wichtigen Beitrag zur Stärkung ihrer Durchhaltefähigkeit herauszustellen.

Der Krieg war für diese Soldaten also praktisch zu Ende, und auch Carl Theodor Pauli, gesund geblieben, konnte hoffen, sich demnächst wieder der Vermakelung von Schiffsraum zuwenden zu können. Er hatte im September 1942, 28 Jahre alt, bei einem kurzen Urlaub noch geheiratet, eine Anwaltstochter aus Ahrensburg, vier Jahre älter als er, die er schon vor dem Krieg in seiner Firma kennengelernt hatte. Ob diese Wahl nach Magdas Geschmack war, entzieht sich dem Einblick,

doch war ihr diese Schwiegertochter nach dem Krieg noch eine wichtige Stütze. Jedenfalls bestand sie für das Paar auf einer richtig gefeierten Hochzeit mit Kirchgang, Festtafel und abendlichem Tanz und arrangierte alles im vorschriftsmäßig abgedunkelten Uhlenhorster Fährhaus. Vor urlanger Zeit hatte sich dort einmal Percy einquartiert, als er mit seiner Agnes im Streit lag, aber das wußte sie ja nicht, und sowieso wäre ihr bei dem Gedanken an ihn nur der Wunsch durch den Kopf gegangen, für diesmal von allen Engländern verschont zu bleiben. Die taten ihr für den Abend auch den Gefallen, nachdem nachmittags die kirchliche Trauung wegen Fliegeralarms noch hatte verkürzt abgewickelt werden müssen. Und doch: Welch ein Unterschied zu ihrer eigenen Heirat damals! Wäre sie von dieser nur auf Widerruf lebenden Generation überhaupt noch verstanden worden, wenn sie etwas von jenen Prestige-, Alters- und Familienbesorgnissen hätte geltend machen wollen, die sie selbst einmal beschäftigt hatten? Aber eine Familie gab es ja außer ihr auch nicht mehr, und noch immer wußte sie nur zu gut, was sie ihre Rücksicht auf diese einmal gekostet hatte.

Die Frage, ob eine so geschlossene Ehe ein Mehr an Glück garantierte, blieb unbeantwortet, denn Carl Theodor Pauli ist nicht heimgekehrt. Er starb, auch das war möglich, aufgrund einer Vergünstigung. Ein Flugzeug, das in der Christnacht 1944 Versorgungsgüter nach Jersey gebracht hatte, sollte auf dem Rückflug zum Marineflughafen Zellhausen bei Aschaffenburg ausnahmsweise einige Personen mitnehmen, darunter als Begleiter seines Chefs Breithaupt auch ihn. Die weiteren Vorzugspassagiere waren drei Fallschirmjäger und ein Kadett, die erst wenige Tage zuvor mit einem gestohlenen Boot aus englischer Kriegsgefangenschaft entkommen und die Kanalinseln hatten erreichen können, im Heldenstil zur eigenen Truppe zurück. Doch das Flugzeug gelangte nicht ans Ziel. Ein alliierter Nachtjäger, so der Marinebescheid, konnte es trotz der Finsternis – man flog nur bei Neumond – entdecken und schoß es über Belgien ab. Der Pilot und der Funker konnten noch abspringen und überleben, die acht Passagiere fanden den Tod.

Magda, die damals auf Danneborth, dem Mecklenburger Gut der Familie von Bertha lebte, erfuhr durch ihre Schwiegertochter von dem Absturz und konnte sich lange nicht damit abfinden. Noch 1952 schrieb sie an Thomas Mann, es sei ungewiß, was aus dem Flugzeug geworden sei, die Briten hätten keinen Abschluß gemeldet, und da der mit-

fliegende Breithaupt zweimal den Befehl verweigert habe, bestehe auch hier vielleicht ein Zusammenhang. Erika Mann, in ihren Anmerkungen zu Thomas Manns Briefen, wiederholt diese Vermutung und gibt dabei bewußt der Deutung Raum, daß das Flugzeug vorsätzlich von der deutschen Abwehr abgeschossen worden sei. Doch das ist abwegig. Wegen eines widerspenstigen Offiziers hatte man es nicht nötig, ein Flugzeug zu opfern, und für Strafabsichten gegen Breithaupt gibt es auch keinerlei Anhaltspunkt.

Die Ungewißheit über den Absturz hatte einfach darin ihren Grund, daß in jener Nacht der Gegenangriff gegen Hitlers Ardennenoffensive begann und zumal bei Bastogne, wo die Amerikaner eingeschlossen waren und das Flugzeug verlorenging, ab drei Uhr morgens schwerste Gefechte tobten. Wahrscheinlich hat man hier auf alles gefeuert, was sich bewegte, und da die Nachrichtenverbindungen katastrophal waren, könnte die aus westlicher Richtung anfliegende HE 111 auch von einem deutschen Flakgeschütz getroffen worden sein. Das aufzuklären blieb keine Zeit, weil schon wenige Tage später die Amerikaner in diesem Gebiet Fuß faßten, und denen fielen ein paar Trümmer mehr oder weniger nicht auf. Erst Mitte der fünfziger Jahre gelang es der Kriegsgräberfürsorge, Magda und ihrer Schwiegertochter den belgischen Soldatenfriedhof nachzuweisen, auf dem die bei dem Flugzeugwrack gefundenen Toten anonym bestattet worden waren. Statistisch gesehen handelte es sich um acht der rund 80 000 Opfer – 50 000 Deutsche, 30 000 Alliierte –, die Hitlers vierwöchige Ardennenoffensive gekostet hatte.

In seinen Lebenserinnerungen zieht Gustav Pauli einmal melancholisch Bilanz, was aus der breit angelegten Familie seiner älteren Vorfahren bis in seine Generation hinein geworden ist, und legt dar, daß nur über ihn der Name Pauli sich forterben könne. Von den fünf Söhnen seines Großvaters sei nur sein Vater mit überlebenden Söhnen gesegnet gewesen, und von diesen drei Söhnen nur wiederum er. So liege die Zukunft der Familie jetzt allein bei seinen Söhnen, nur sie könnten bewirken, daß der Stamm der Paulis nicht erlösche. Zwei Jahre später war der ältere tot, und acht Jahre später, das erlebte Pauli nicht mehr, auch der jüngere, und Nachkommen hatten beide nicht hinterlassen. Natürlich, es mußte so nicht kommen. Aber wenn man bedenkt, wieviel Kalkül und verfehlte Liebe bei diesem Fortpflanzungsplan im Spiel war, so wird man den Schlußstrich, den das Schicksal hier zog, für ganz so willkürlich nicht halten. „Die Liebe ist

stark wie der Tod“, steht auf dem Bremer Grabstein hinter dem Namen des letzten Sohnes, an den hier ebenfalls erinnert wird, und man weiß natürlich, wie es gemeint ist. Aber man kann aus diesem Wort auch herauslesen, daß der Tod dann auch so stark wie die Liebe ist und um so stärker vielleicht dort, wo sie fehlt, und so scheint es, als lese man hier die zu Magda und Gustav Paulis Familienschicksal heimliche letzte Unterschrift.